



SWR2 Essay

Roh.

Von der Sehnsucht nach Echtheit

Von Barbara Kaufmann

Sendung: Montag, 8. Juli 2019

Redaktion: Michael Lissek

Regie: Uli Lampen

Produktion: SWR 2019

SWR2 Essay können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/essay.xml>

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die neue SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Roh.

Von der Sehnsucht nach Echtheit

I. RAW CULTURE

Oh, Baby, ich mag es roh.

Und roh ist sie, die Musik von der Straße. Dreckig, aggressiv, echt.

Keep it real! mahnt der MC aus dem Wohnblock am Stadtrand. Vergiss nicht, wo du herkommst. Vergiss die Straße nicht, die Höfe aus Beton. Und bleib dir treu.

Der MC kennt keine Schrebergärten, kein Urban Gardening, kein Frischluft-Kollektiv, mit dem die Eltern und die Kleinen einmal pro Woche aufs Land fahren. Dort, wo er herkommt, wächst nichts Grünes in den Himmel. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm. Nur die Betontürme, in denen Menschen leben. Dort zählt nicht, wer du bist, sondern was du überlebt hast. Und wie. Dort ist Street Credibility die einzig gültige Währung.

Echte Wut, echter Schmerz, echte Trauer.

Die Geschichten von Hoffnungslosigkeit und Überlebenskampf, vom Aufwachsen am Rand der Stadt und der Gesellschaft, vom Ausgeschlossenwerden und -bleiben. Weil man die falsche Adresse hat, den falschen Akzent, die falsche Hautfarbe. Die Geschichten von Polizeiwillkür, von Müttern, die tagsüber nicht zu Hause sind, von Vätern, die nie wieder kommen.

Sie werden Megaseller. Der heißeste Scheiß. Jeder will Teil von ihnen sein. Jeder will mitspielen, ohne wirklich dazu gehört zu haben. Was man nicht erlebt, kann man sich kaufen. Man muss nur wissen, wo und um welchen Preis.

Keep it real! steht auf den T-Shirts der Kinder aus den Einfamilienhäusern mit Garagenanbau und Eigengarten. Die stehen am anderen Rand der Stadt. Auf der einen Seite die Betonburgen, auf der anderen der Grüngürtel. Beide umschließen die Stadt. Aber da, wo sie sich treffen könnten, da wird das Grün zu dürrem Gestrüpp, da fährt die Bahn durch, da stauen sich die Autos. Es ist wie ein Grenze, die jemand gezogen hat. Da sind die guten Vororte und dort drüben nur das Ende der Stadt. Von dem träumen die braven Kinder abends im Dachgeschoss des Einfamilienhaus, über ihnen ein Sternenhimmel aus LED. Und wenn das Wochenende kommt und sie mit den Eltern losziehen in die Schrebergärten, dorthin, wo das Gemüse gepflanzt und geerntet wird, ungespritzt natürlich. Dann wächst auch ihre Sehnsucht, dazugehören, ein Teil jener Straße zu sein, die sie nicht einmal vom Durchfahren kennen. Eine Strophe jener Texte, die sie auswendig aufsagen können wie ein Gedicht. Die echte Erfahrungen, echtes Leben verspricht, von dem sie nichts fühlen, während sie in der Erde graben und Karotten ausbuddeln.

Also werden die Schriftzüge abgepaust, die auf den Hausmauern stehen in den Straßen am anderen Ende der Stadt. Sie werden auf teuren Stoff gedruckt und verkauft in den Läden der Eltern aus den Einfamilienhäusern. 100 Prozent Baumwolle, atmungsaktiv, allergiegetestet, fair trade, mindestens.

Keep it real! ist das Credo einer Generation. Sie trägt den Schritt tief und die Schuhe offen. Sie gibt Milliarden aus für die Uniform der Straße. Weite Hosen, breite Sneakers, Kapuzenpullover, in denen man sich verliert. Die Geschichten der Ausgeschlossenen verkaufen sich. Und sie verkaufen sich gut.

Fette Beats und wilde Reime dröhnen aus den Boxen der Autos ihrer Eltern, wenn sie in ihnen am Wochenende durch die Hauptstadt cruisen. Die Fenster offen, auch wenn es friert, die Sonnenbrillen im Gesicht, auch in der Nacht, wenn sich das Neonlicht der Reklameschilder in ihnen spiegelt. Die Eltern finden das niedlich. Initiationsriten, sagen sie, das haben sie seinerzeit auf der Wiese vor der Uni nicht anders gemacht. Protest gegen den Mainstream, sagen sie und sind stolz, dass sie selbst nicht mainstream sind. Sehr interessante Texte, sagen sie und besprechen sie im Deutschunterricht mit den Kindern ihrer Freunde. Die Schule ist klein und alternativ und sehr privat im Grünen. Ein Bus pendelt zwischen den Häusern und den Villen am Hügel zum Schulgebäude hin und zurück, einmal täglich. Er fährt keinen anderen Stadtteil an. Die Kinder fühlen sich sicher, sie kennen es nicht anders. Nur manchmal, wenn sie älter werden, kurz vor dem Abschluss, dann kritisieren sie die Kontrolle. Dann debattieren sie über die innere Sicherheit. Dann stellen sie die Eltern in Frage, sprechen von „Gefängnis“, klagen, dass sie auch im Ghetto leben, eigentlich. Und abends hören sie die Reime der Kinder vom anderen Ende der Stadt. Und nicken mit dem Kopf dazu. Unfrei, sagen sie, das sind wir auch.

Keep it real! sagen die Kids in den Betontürmen, und auch sie nicken mit dem Kopf zu den Bässen, die aus den engen, kleinen Küchen ihrer Mütter dröhnen. Tagsüber, wenn sie bei der Arbeit sind. Die Realness ist ein Ritterschlag, den man sich gegenseitig gibt. Den man erfunden hat für die Armee der Kinder, die niemand als Nachbar haben will, die sich auf den Parkplätzen vor den Betonblöcken tummelt. Dort marschiert sie auf, exerziert, tanzt, reimt, post um die Wette. Neue Armbänder werden vorgeführt, Haarteile funkeln in allen Farben, Rangordnungen werden erkämpft, unter den Boys und unter den Girls. Die Mädchen haben es schwerer. Sie haben die Verantwortung für die jüngeren Geschwister. Sie müssen tagsüber die Mutter ersetzen, müssen Essen warm machen, Babys wickeln, Hausaufgaben kontrollieren. Sie müssen sich gegen die Brüder durchsetzen, die ihre Aufpasser spielen. Hier, wo das Gesetz des Stärksten gilt. Man schlägt sich, man verträgt sich. Die Mädchen trifft es am härtesten. Sie sind oft besser in der Schule, sie lernen schneller, sie geben sich mehr Mühe, weil sie wissen, sonst kommen sie hier niemals raus. Hey Hure, sagen die Jungs, wenn ihr Ausschnitt zu tief ist. Wenn sie rauchen oder Alkohol trinken. Das ist haram, sagen die Jungs und nehmen ihnen die Zigaretten weg. Die Mädchen müssen immer wach sein, aufmerksam, kämpfen. Die Mädchen werden von allen verlassen. Von den Vätern, die eigentlich niemals da waren. Von den Müttern, die auf sie bauen, die sie brauchen, die es sich nicht leisten können, sie zu verlieren. Die Mädchen müssen heimlich träumen.

Keep it real! steht im Ausstellungskatalog, den die Kunstinteressierten unterm Arm tragen, wenn sie aus dem Bus steigen. Ein großer weißer Shuttlebus, der sie ankommt von der anderen Seite der Stadt. Der sie ausspuckt auf den Höfen vor den Betonbunkern wie die Touristen am Petersplatz. Kathedralen gibt es keine, aber Kellerräume voller Bilder. Alles ist Kunst. Die Busreisenden riechen nach teurem Parfum und tragen vegane Palästinensertücher. Sie schreiten über die Höfe und sehen sich interessiert um. Sie sind offen, aufgeschlossen, edgy. Sie kennen keine Berührungssängste. Sie wollen sehen, wie jene leben, die es nur selten in die Altstadt schaffen. Es sind vor allem Frauen, die auf die Jagd gehen nach widerständiger Kunst, nach Subversion, nach dem Anderen, Einzigartigen, Echten. Manchmal ist ein Lebensabschnittspartner dabei, aber meistens sind die zu Hause geblieben in den Gärten und ernten Kartoffeln. Das ist gut für die Bandscheiben. Die Frauen ziehen in Zweier- und Dreiergruppen von einem Keller zum nächsten, Souterain-Ateliers sagen sie dazu. Sie lächeln den Kids gütig zu, die auf den Parkplätzen hungern und den Eingängen der vielen Stiegen. Manch einer der älteren Jungs, die dort Motoren reparieren oder rauchen, gefällt ihnen nicht schlecht. Der direkte Blick, das Unverstellte, die Härte in den Gesichtern.

Oh, Baby, ich mag es roh.

Und manchmal trifft eine von ihnen, nachdem sie sich die besten Bilder gesichert hat, ihre Putzfrau im Hof. Gute Putzfrauen sind schwer zu finden. Und die aus den Agenturen sind teuer. Man muss sie anstellen und den Mindestlohn bezahlen. Man zahlt aber doch schon so viel Steuern und die Miete für den Schrebergarten. Die Frauen aus den Betontürmen hier am Ende der Stadt sind billig und verlässlich. Und sie wollen nicht viel. Ein Lächeln, einen Bonus am Jahresende. Ein paar Weihnachtskekse, auch wenn sie nicht Weihnachten feiern. Es ist eine nette Geste, weil man ist ja kein Unmensch. Man hilft, wo man kann. Man möchte ihnen zeigen, dass sie zur Familie gehören. Trotzdem ist man peinlich berührt, sie hier zu treffen, wo ihre Familien leben. Man möchte sie nicht in die Verlegenheit bringen, in ihre Wohnungen eingeladen zu werden. Der Shuttlebus fährt außerdem bald ab. Man nickt also nochmal, diesmal freundlich und verabschiedet sich. In der Tasche die Telefonnummern der subversiven Künstler und Handyfotos ihrer Werke, die man später auf Instagram lädt. Hashtag Urbanart.

Keep it real! Parole der Stunde.

Während in Illinois ein Afroamerikaner hinter dem Steuer von einer Polizeistreife erschossen wird. Weil er in seiner Tasche nach einem Taschentuch sucht. Während in Dresden ein junger Mann aus Ghana um sein Leben läuft. Weil der Mob ihn jagt. Und im Betonblock Stiege 4, 11. Stock, Tür 3 ein junger Mann sich nach Syrien aufmachen will. Weil das Kämpfen für eine bessere Welt sich dort für ihn noch lohnt.

II. RAW COOKING

Ein saftiger Braten ist eine Liebeserklärung. Ein großes, schweres Stück Fleisch, das kaum in den Bräter passt. Verziert mit Butterflocken, die in der Hitze langsam zerfließen. Gekrönt von einer braunen Kruste. Umspült von dicker, sähmiger Sauce mit viel Obers. So sitzt es im Ofen und verströmt Gemütlichkeit und Wohlstand.

Verbreitet den Geruch von Sonntag, Faulheit, Völlerei. Von Familienfeiern und heiler Welt, in der man sich um das letzte Stück streitet. Und sonst um nichts. In der die Rollen klar verteilt sind. Der gütige Vater schneidet ihn auf, die stolze Mutter serviert ihn, die lachenden Kinder drängen sich um die Form, um eine Extraportion Sauce abzubekommen. Ein Abziehbild aus einer Zeit, die es so nie gegeben hat. An die man sich aber trotzdem gern erinnert. Ein großes Stück Braten ist ein Gaumenschmaus. Ein Leckerbissen, ein Fest für Kaiser und Könige.

Das war einmal. Die Paläste sind gestürmt, die Küchen verwüstet, die Könige gestürzt. Was bleibt, ist Misstrauen. Angst. Paranoia.

Essen ist zum Feind geworden. Überall kann sich Gift verbergen. Zusatzstoffe, Geschmacksverstärker, Konservierungsmittel. Das, was für die Großeltern ein Wunder war. Was es möglich machte, satt zu werden. Abwechslung zu haben beim Abendbrot, das ist längst suspekt geworden. So wie die Zeit, in der sie lebten.

Das Gekochte ist das Unbekannte. Es wird in Saucen serviert oder unter Beilagen vergraben. Das Gekochte ist das Vollendete. Da kann man sich nicht mehr einbringen, da ist alles fix und fertig und unkontrollierbar. Da kann man höchstens Sonderwünsche rundherum deponieren. Glutenfrei, Low Carb, als Beilage Salat statt Kartoffeln. Keine Zwiebel in der Sauce, kein Knoblauch, keine Kräuter, Kreuzallergie. Das Gekochte ist ein Monolith auf dem Teller. Uneinsehbar, hermetisch, versperrt. Das Hautabziehen, das Ausnehmen, das sorgfältige Instückeschneiden, das Anbraten, das Würzen, das Anrichten. All das will niemand mehr. Das Eigentliche gehe verloren, sagt man. Der Charakter verschwinde im Rezept. Das Ursprüngliche werde verwässert durch die Zubereitung. Der Geschmack der Herkunft verschwinde und werde durch das Kochen beliebig, massentauglich, essbar für jedermann. Aber man will nicht das essen müssen, was am Nachbartisch gekaut wird. Man will Rücksicht, man will wahrgenommen werden, man will Individualismus, nicht Großküche. Transparenz, nicht Geheimnis. Der Koch wird vom Zauberer im Verborgenen, vom Künstler im Atelier, vom Wächter über den alten Schriften seiner Ahnen zum Performer gemacht. Er wird ausgestellt in Glaskäfigen, durch die man ihn beobachten kann, seine zerschnittenen, verbrannten Hände, seine feuchte Stirn, seinen krummen Rücken. Alles wird präsentiert samt des Essens, als wäre sein Körper Teil des Menüs. Er wird ausgezogen, bewertet, manchmal sogar berührt, wenn die Küche im Lokal ist. Und die Tische rund um ihn herum angeordnet sind wie in einem Zirkuszelt, und er muss den Tiger geben und die Gäste die Laiendompteure. Der Koch darf sich nicht mehr zurückziehen, wenn er an seinen Kreationen arbeitet. Alles wird sichtbar, alle Sinnlichkeit zerstört wie alle Geheimnisse zerstört worden sind durch die Lust an der Entblößung, die nicht sanft ist und sich aufbauen kann über Stunden und am Gaumen schließlich ihren Höhepunkt findet. Sondern brutal ist und schnell verfügbar, konsumierbar, ohne dass man dafür Grenzen überschreiten muss, ohne Herausforderung, ohne Wagnis. Befriedigung statt Inbrunst. Kontrolle statt Hingabe. Porno statt Erotik.

Die Gäste wollen mitbestimmen. Sie wollen jeden Bissen, der in ihrem Mund landet, analysieren. Sie wollen wissen, was sie einspeicheln, schlucken und verdauen. Da gibt es keine Überraschungen mehr, da ist die Sinnlichkeit der Sicherheit gewichen.

Nichts darf mehr im Verborgenen geschehen. Fleisch und Fisch müssen vor aller Augen zerschnitten werden, zubereitet und angerichtet. Die Gäste sind bereit, viel Geld dafür zu zahlen. Sie wollen zusehen, wie die toten Tiere zerlegt werden, und wenn es möglich ist, sogar beim Töten mit dabei sein, beim Schlachtfest in der ersten Reihe. Da ist das Blut noch frisch. Da riecht es nicht nach Todeskampf, nach Leichen und Verwesung. Da tropft es noch hell und dickflüssig zu Boden. Rinnt warm aus den Herzen, die eben noch geschlagen haben. Da wird Essen zur Abenteuersafari, bei der andere ihr Leben lassen mussten.

Denn die Angst geht um vor der Verarbeitung, vor den Fabriken ohne Fenstern, wo vermummte Arbeiter in Stücke schneiden und portionieren, was halt so an den Haken hängt. Woher es kommt, wie es gelebt hat und es sterben musste, ist denen egal. Es ändert nichts an ihrem Tagespensum. Nichts an den Warenkisten, die verladen werden müssen. Nichts an den Routen der Fahrer, die kreuz und quer über den Kontinent fahren. Je weiter, umso verdächtiger. Geht es ums Essen, wird man schnell zum Nationalisten. Da kann man Kosmopolit sein, wie man will. Am besten ist es doch, wenn es ums Eck gewachsen ist. Wenn die Landesfahne auf der Verpackung leuchtet. Mir san mir, und was bei uns wächst und gedeiht, was bei uns aufgezogen und geschlachtet wird, das kann nicht schlecht sein für den Körper, weil es nicht fremd ist. Das Gekochte ist auch in diesem Sinne verdächtig. Es nimmt dem Körper die Möglichkeit, es zu verarbeiten. Die Rohkost dagegen lässt alles zu. Sie gibt nicht vor, etwas zu sein. Sie schmeckt nach Ursprünglichkeit auch, wenn es länger braucht, sie zu kauen und zu verdauen. Sie nimmt die Angst vor dem Verborgenen, vor dem Unbekannten, dem Hinzugefügten.

Am liebsten also Raw.

Raw Cooking, bei dem die Zutaten im Rohzustand vermanscht werden wie Wasser und Sand am Spielplatz von den Kleinsten. Da braucht es keine Elektrogeräte. Keinen Herd, keinen Backofen, keine strahlenden Mikrowellen. Die Technik hat ausgedient. Die Technik ist dämonisiert, moralisch verwerflich, denn alles muss pur sein.

Die Zeitfrage ist der Luxusindex der Gegenwart. Die Vorzeichen haben sich verändert. Wer schnell kochen muss, hat nur Zeit zum Aufwärmen. Der isst Vorgekochtes wie alle. Der braucht Geräte und Strom und kann es sich nicht leisten, Obst zu schälen und zu entkernen, Gemüse zu raspeln, Hülsenfrüchte einzuweichen. Armut ist essbar. Das Prekariat isst Fertiggerichte, die Oberschicht Rohkost. Das ist individualistisch, und das muss man bezahlen können. Superfood.

Raw ist teuer, Raw muss frisch sein. Es gibt keine Rezepte, keine raffinierten Kombinationen. Es gibt nur teure Bioware, nachhaltig, gentechnikfrei, regional. Die wird zerkleinert, zerschnitten, in Scheiben und formschöne, quadratische Würfel geschnitten oder in Sticks, die man in schicke Kristallgläser steckt und zum Dip serviert. Raw ist harte Arbeit, keine Kinderparty. Da kann man nicht einfach schlucken, sich zurücklehnen, den Essensbrei faul die Kehle hinab rinnen lassen. Da muss man sich schon etwas anstrengen. Kauen, kauen, kauen. Da knackt und knirscht es in der Mundhöhle und kracht in den Ohren. Raw ist nicht romantisch.

Die rohe Karotte, die Feige, der frisch geriebene Apfel. Alles echt, verspricht das Ungekochte. Zurück zur Natur! Aber nur mit Nährwertabelle. Die Verführung des Fleisches gibt es nicht mehr. Stattdessen sind wir beschäftigt mit dem Füttern der Maschine. Der Körper ist ein Präzisionsgerät, das gewartet werden muss, in Schuss gehalten, regelmäßig mit dem richtigen Treibstoff befüllt. Dafür gibt es Empfehlungen, um die richtigen Mengen zu erreichen. Vitamine, Mineralstoffe, Eiweiß. Der Genuss, die Blindverkostung, die Verführung, nichts davon reizt mehr. Man isst, um zu funktionieren, schneller zu werden, besser, leistungsstärker. Man tankt Rohstoffe, unbelassen, ungespritzt, unverarbeitet. Der Koch ist zum Dealer geworden, der die richtige Dosis verabreicht. Das Essen wird zur Glaubensfrage, die Mahlzeit zum Distinktionsmerkmal. Wer nichts Ungekochtes am Teller hat, wer keine zuckerfreien Smoothies schlürft, wer nicht in der Rohkost stochert, dem mangelt es an Selfcare. Der lässt sich gehen. Der agiert nicht sozial. Der wird zum Minus in der Gesundheitsbilanz. Die Rohkostküche markiert den Beginn einer neuen Zeit und das Ende einer Liebesgeschichte. Das kollektive Schlussmachen mit dem Koch. Das Vertrauen ist verschwunden, die Romantik in der Gemüseraspel zerschreddert, die Lust auf die Magier hinter den Töpfen hat der frisch gepresste Kohlsaft weggeblasen. Es ist Schluss, Aus, Finis. Ende mit dem Schwelgen in Saucen, dem Waten in warmen Butterbiskuit, dem Biss ins weich gekochte Fleisch, das auf der Zunge zergeht. Die Kargheit des Rohen hat die Opulenz des Gesottenen und Gebratenen verdrängt. Von jetzt an nur noch angeschnallt. Der Trieb ist unter Kontrolle.

III. RAW LIVING

Schließt alles ab, wir fahren aufs Land! Am Ende der Schotterstraße, verborgen im Wald, da wartet das Haus im Grünen. Ein Versprechen für viele, die nicht mehr mitkönnen in der Stadt. Mit dem Anstellen, dem Gedränge, mit der Nähe des anderen, der immer ein Fremder bleibt. Wenn schon einsam, dann wenigstens allein. Ausbrechen, wegziehen, alles hinter sich lassen und auch sich selbst nicht mitnehmen. Raus aufs Land, das wartet noch auf seine Entbarbarisierung. Da darf man wieder wild sein. Mit den Fingern in der Erde wühlen, bis sich dicke schwarze Ränder unter den Nägeln bilden. Sich selbst verausgaben. Den Körper spüren, fühlen, wie es ihn fast zerreißt vor Anstrengung, wie sich die Muskeln dehnen, wie man sich verbiegt.

Mit bloßen Füssen laufen, ohne Angst vor Splittern und Bakterien. Sich nicht mehr anstecken mit dem Schwermut der anderen, sich nicht mehr durch die dunklen Gänge des Untergrunds schleppen, vorbei an den Massen, um die U-Bahn noch zu bekommen. Weil man nicht mehr warten will, nicht mehr Anstehen, beim Bcker, im Diskonter, am Schalter, immer in der Schlange und niemals vorwärts kommen. Das hört nie auf. Endlich wieder atmen zu können, kalte, raue Luft, die nach Wiesen riecht und Feldern und Kuhmist. Endlich Sterne sehen und echte Dunkelheit, die einen umschließt. In die man sich fallen lassen kann mit weit offenen Augen, die aus dem Staunen nicht heraus kommen wollen. Am Land lockt die Freiheit, das mit sich sein und mit jenen, die man sich ausgesucht hat. Echte Exklusivität. Das Haus im Grünen ist reizvoll, weil es allein steht, ohne Nachbarn, die einem ins Essen gaffen. Ohne Zäune, an denen die Freiheit endet. Das Haus im Grünen ist der totale Rückzug. Das sich selbst Herausnehmen aus der Gemeinschaft, aus dem „wir“, aus dem Zusammenstehen. Das Haus im Grünen ist das Ende des Kollektivs.

Schluss mit den Sonntagsdemos und den Kindergruppen, mit den Petitionen, mit dem gemeinsamen Kampf. Hier herrscht Individualismus, die Kolchose der Ich-Maschinen, hemmungslose Selbstvergeudung. Angebaut wird, was gut schmeckt und den Kindern gefällt. Die hat man mitgenommen, weggeholt vom Beton-Spielplatz, herausgerissen aus ihren Freundeskreisen, aber der Schmerz verfliegt, und gegen das Heimweh gibt es einen wilden Bienenschwarm, für jeden ein eigenes Huhn und jeden Morgen frische Eier. Tagsüber wadet man durch die Sümpfe, kniehoch im Schlamm und abends kehrt man singend zurück in ein Heim, das ein Zuhause ist. Valeri, valera! Man sitzt mit den Kindern auf der Holzterrasse und mampft Kartoffeln vom Grill und starrt in die Abendröte. Den Soundcheck der Grillen im Ohr.

Hier auf der unbestellten Erde kann man tiefe Wurzeln schlagen. Ohne Asphalt, ohne Betondecke, die sich zwischen Mensch und Natur schiebt. Hier kann man den Tellerrand einzäunen und ungehemmt sein eigenes Süppchen kochen. Mit groben Brocken als Einlage, die man schmatzend zerkaut, und dabei darf ruhig etwas aus den Mundwinkeln rinnen. Die Kinder müssen die Haare nicht jeden Abend waschen, sie nicht zu Zöpfen flechten oder aufstecken mit Spangen, die sie dann im Bus verlieren. Sie lassen sie durch den Wind fliegen, während sie ums Haus jagen. Und die Pollen und die Blätter verfangen sich darin, bis alles verfilzt und in lustigen Formen absteht von den kleinen Köpfen.

Die Kinder brauchen keine Handys, die Tablets werden weggeschlossen. Sie ziehen einen Leiterwagen durch den Garten, frisch restauriert und bunt lackiert, so klappert er über Stock und Stein. Das Leben, ein endloser Nachmittag aus einem Buch. Lindgren.

Die Eltern haben mit allem abgeschlossen in der Stadt. Sie machen Homeoffice und kochen Kirschen ein. Fünf Kilogramm, damit man im Winter auch was davon hat. Den Absinth-Bars, verrauchten Konzerten, der Bohème im autonomen Zentrum wird keine Träne nachgeweint. Man will nicht mehr teilen, sich nicht mehr engagieren. Die Demokratie hatte ihre Chance. Was bleibt, sind alte Transparente, in denen man die Kartoffeln lagert. Der Stoff ist schon ganz grau und löchrig und voller Flecken. An den Enden kann man noch „für alle“ lesen. Aber nur, wenn man sich anstrengt. Die Eltern haben die Ideale von einst zurecht gestutzt und lassen sich dafür die Haare wachsen. Unter den Achseln, über der Oberlippe, in den Nasenlöchern. Da ragen sie heraus und hängen in die Tassen kuhwarmer Frischmilch, die man vom Bauern im nächsten Ort bezieht.

Dessen Kinder haben sich über dem Stall verschanzt und beobachten die Zugezogenen skeptisch. Sie können nicht verstehen, wie man hierher ziehen kann. Sie wollen nur weg von hier. Nicht mehr um 6 Uhr aufstehen und Fleisch zerteilen, weil der Vater geschlachtet hat. Nicht mehr den Geruch von Blut in der Nase haben noch vor dem Frühstück. Nicht mehr zusehen, wie der Großvater die kleinen Katzen ertränkt im Bach, weil die große wieder geworfen hat. Nur weg von den Gänsen, die ihnen das Schienbein blutig picken, wenn sie nicht achtgeben. Nicht mehr die Kühe eintreiben müssen, wenn der Himmel sich verdunkelt und der erste Donnerschlag die Luft zerreißt. Nie mehr Stullen essen mit gelber Butter, weil die gute frische für den Hofladen reserviert ist.

All das sehen sie nicht, die Zugezogenen aus der Stadt mit ihrem verklärten Blick und ihrem Traum vom wahren, echten, guten Leben. Das Ursprüngliche muss aussehen wie im Landlebe-Magazin. Ein Hochglanz-Shooting mit Weichzeichner. Da ist kein Platz für Düngemittel, das die Äcker sauer macht. Für den Preisdruck der Diskonter, weil Bio billig sein soll. Für die Strukturprobleme, weil wieder ein Nahversorger schließt. Da kümmert man sich nicht um lange Anfahrtswege. 30 Minuten zum nächsten Supermarkt, 50 Minuten zum Arzt, eine Stunde Minimum ins Krankenhaus. Da wird nicht nachgefragt, weil man den Traum nicht zerstören möchte. Da wird auch nicht genauer hingesehen, wenn nachts die Gespenster aus den Feldern kriechen. All jene, die hier niemals geduldet waren. Die Opfer von Hetzjagden nach Gutsherrenart. Die Kinder, die bestraft wurden, gepeinigt und gequält. Weil sie nicht werden wollten, was ihr Alter war. Die Töchter, die verkauft, verliehen, zerstört wurden, weil sie als Teil des Besitzes galten, wie das Vieh, der Wald, die Quellen. Nicht als Menschen mit Hoffnungen und Träumen. Die Andersartigen, die für ihre Andersartigkeit verfolgt wurden, ausgestoßen, verspottet und verlacht. Deren Anderssein nur mit Verachtung bedacht wurde, nicht als Bereicherung gesehen, weil man nichts anderes wollte, als das, was man kannte. Weil man nichts aus dem Gleichgewicht bringen wollte, nichts ins Wanken bringen, das feststand und das seit Jahrhunderten.

Wie viele „Dorftrottel“, die ausgestellt wurden und freigegeben zur allgemeinen Demütigung, hätten Hilfe gebraucht, jemanden, der sich ihrer annimmt? Wie viele von ihnen wurden gehalten wie ein Tier, verleugnet, weggesperrt? Wie viele von ihnen wurden zum Sündenbock gemacht, dem Aberglauben geopfert, dem Wunsch, einen Schuldigen zu haben für die schlechte Ernte, das kranke Vieh, das verheerende Unwetter?

Und sind ihre Geister nicht immer noch spürbar, wenn sich nachts der Nebel über die Dörfer legt und der Wind durch die Hütten bläst, in denen sie einst weggesperrt waren? Ist ihr Vermächtnis nicht, aufzuzeigen, wer heute ausgeschlossen ist, wer nicht erwünscht, nicht willkommen ist in den trügerisch ruhigen Weiten? Denn die blühenden Landschaften können zu feindlichen werden, wenn man dort als Fremder gilt. Als Bedrohung, von der man sich abschottet, Fenster und Türen verriegelt, damit sie nicht herein kommt. Die man abwehren muss, nachhelfen, wenn sie nicht von selbst gehen will. Da werden wieder Fackeln entzündet und Märsche abgehalten tief in der Nacht. Da schweigen dann die Grillen. Da endet dann der Traum von der Freiheit am Land. Das ist raue Wirklichkeit. Die hat man sich anders vorgestellt im Yogakurs in Wien Neubau. Da dachte man auch nicht an den Kampf gegen Wind und Wetter, gegen die Natur, die sich längst wehrt gegen den Raubbau an ihr. Nicht an durchwachte Nächte, weil der nächste Jahrhundertregen die Ernte zerstört. Nicht an die Stürme, die Dürre, die Rekordschneemengen, nicht an die Versicherungspolice, die sich kaum noch einer leisten kann. Nicht an die Wortkargheit, wenn keine Zeit mehr für Gespräche ist. Nicht an das Gefühl, vergessen worden zu sein, wenn die nächste Dorfschule schließt und die Jugend weg muss, selbst wenn sie nicht weg will.

Mit all dem wollen sie nichts zu tun haben, die Neuen aus dem alten Haus im Wald. Denn dafür ist kein Platz neben der hausgemachten Konfitüre, den selbst

gefangenen Fischen an der Wäscheleine, den handgeschriebenen Etiketten auf den Einmachgläsern aus Italien.

Sie leben die Verkitschung des Brutalen. Ein Konzept von Idylle, das ein Mörderstück ist.

IV. RAW POLITICS

Der größte Feind der offenen Gesellschaft ist die Gleichgültigkeit.

Sie hängt bleiern um ihren Hals, zieht sie nach unten, sie bricht ihr das Genick. Wen kümmert es, wenn Bürgerrechte eingeschränkt werden, wenn sich Staatschefs autoritär gebärden, solange der Akku noch mehr als 10 Prozent hat?

Menschen, die auf Bildschirme starren, Tag und Nacht, auf die kleinen und die großen. Die Teilnahmslosigkeit im öffentlichen Raum, wo man den Blick nicht mehr vom Display nimmt. Auch nicht mehr sehen will, was rundherum geschieht. Die Abgestumpftheit den anderen gegenüber, die um einen sind, die man trifft, denen man aber nicht mehr begegnet. Sie ist gefährlich, weil sie einen nicht mehr sehen lässt, was ist. Nur noch, was sein soll.

Man hat sich in die Passivität verfügt, ganz ohne Zwang. Man hat es sich dort schön eingerichtet. Mit Kuschedecken und extra weichen Kissen. Nicht aus Verzweiflung, Überforderung, Erschöpfung. Sondern aus Bequemlichkeit. Solange es noch flimmert, so lange es bunte Bilder gibt, kann man ja noch wischen, klicken, anwählen. Und meinen, man würde etwas bewegen.

Man würde herum kommen. Ohne einen Schritt von der Stelle zu machen. Man dreht seine Runden in der virtuellen Welt, und abends ist man erschöpft wie nach einem Tag in der Werkstatt. Der Kopf ist müde, das Denken gelähmt.

Zu viele Bilder, zu viele Möglichkeiten, auszuwählen. Was bleibt, ist die Angst vor der falschen Entscheidung. Sie nagt an vielen. Die Sorge, etwas verpasst zu haben. Also weiterklicken, zur nächsten Seite, zum nächsten Clip, zur nächsten Antwort, die man noch nicht gelesen hat. Nur unterbrochen vom traumlosen Schlaf.

Man igelt sich ein in die selbst gewählte Blase. Wählt seine Social Media Gruppe, den Spartenkanal seines Vertrauens. Da ist alles streng abgezäunt, nach Genre und Inhalten geordnet. Da kommt nichts rein, was nicht ins Schema passt. Da ist die Welt nie anders, als man sie sich denkt. Man begegnet keinen Utopien mehr. Man trifft nur die Bestätigung der eigenen Vorstellung. Wiederholung als Endloop. Die Platte ist hängen geblieben, aber das Kratzen stört nicht mehr. Wiederholung gibt Sicherheit. Der Rest ist Showbusiness.

Aufmerksamkeit erregt nurmehr das Laute. Politik ist ein Spartenkanal voll roher Unterhaltung. Schreiduelle, Untergriffe, Beleidigungen. Die Pöbelmeisterschaften sind eröffnet, Helau! Eine Realityshow mit schrillen Figuren. Der Aufmerksamkeitswettbewerb ist härter geworden. Und es fällt nur auf, was Aufregung

verspricht. Alles andere fällt durch. Nur wer Tabus bricht, wer Grenzen überschreitet, wer am lautesten grölt, wird wieder reingewählt.

Weil er Quote bringt. Nachrichten und Tagesschau wirken alt und grau. Alles ist Castingshow. Mit Kandidaten, die das Model und den Gladiator geben.

Alles nach vorn, in die erste Reihe, Ellbogen raus und den anderen in die Rippen stoßen. Und wenn jemand fällt, dann ist es geschafft. Die Kandidaten sind nicht dort, um Freundschaften zu schließen. Um die Menschen aus allen Ecken und Stadtteilen zu gewinnen. Um für alle einzutreten, nein. Sie wollen das Ding gewinnen! Die Castingshow ist zur Erziehungsanstalt einer ganzen Generation geworden. Und ihre schwarze Pädagogik gilt mittlerweile überall. Man muss es wirklich wollen, lautet der Stehsatz der Juroren, der zum Gesetz der Eventgesellschaft wurde. Nur der unbedingte Wille zählt. Er ist es, der gewählt wird. Nicht der Inhalt, nicht der Weg zu einem Ziel. Er mag nicht der beste Staatschef sein, aber er hat alles gegeben, dafür gibt es Extrapunkte.

Verluste gehören dazu. Sie sind akzeptiert, niemand stößt sich mehr daran. Sie werden in Kauf genommen. Wenn jemand liegen bleibt, war er nicht stark genug. Wo gehobelt wird, fallen Späne. Heul doch! Dafür gibt es keine Stimmen.

Das Ideal der Ich-Maschine hat sich durchgesetzt. Man möchte keinen netten Onkel mehr, der das Staatsschiff lenkt. Keine gütigen Eltern, die

das Fleisch aufschneiden und verteilen. Mutti isst allein am Einzeltisch. Onkel Helmut ist auch schon lange tot. Die Karawane weiter gezogen, auch ohne ihn.

Das Kabinett der besten Köpfe, die Auskenner im schlecht sitzenden Anzug, lauter graue Figuren, will man nicht mehr sehen.

Die grauen Männer stehlen die Zeit. Sie liefern kein Spektakel, das vor der Gleichgültigkeit rettet, die ständig alles zu verschlingen droht. Das Gegenteil von Angst ist Hysterie. Schwung in der Bude, Oktoberfeststimmung, und die alte Jukebox läuft auch wieder.

Der Cowboy, der Rambo, das Rauhbein mit Charme. Sie schaffen es, zu begeistern. Der Einzelkämpfer, Außenseiter, Karrierist, der gar nicht verhehlt, dass es ihm nur um sich selbst geht. Der die verbalen Keulen auspackt statt der Argumente. Der zuerst zuschlägt und dann nachfragt. Der alles platt macht auf seinem Weg zum Sieg. Das muss so sein, das haben uns die Castingshows so beigebracht. Der Populist von heute gibt gar nicht vor, für alle zu sprechen. Er spricht nur für seinesgleichen. Und zu denen möchte man dazugehören.

Er akzeptiert keine Regeln, außer er hat sie selbst gemacht. Für eine Handvoll Dollar, der Cowboy reitet wieder und wer nicht mitkann, der hat verloren. Er ist eine sichere Bank. Denn er liefert. Er hat einfache Antworten auf komplexe Fragen. Er hält sich nicht lange auf mit Erklärungsversuchen. Entweder man ist für ihn oder man ist sein Gegner. Er ist der Cowboy in einer Welt, in der viele die Übersicht verloren

haben. Außerhalb der Bildschirme. Er ist der Dorfkaiser, der die kleinen Orte vor der Moderne verteidigt. Deshalb wählt man ihn.

Er benennt die Schuldigen, er kämpft den Kampf der zu kurz Gekommenen, die sich schon immer übergangen fühlten.

Er tut all das, was sie selbst nie wagen würden. Er spuckt auf die Denkmäler von Toten. Er bedroht politische Gegner. Er beschimpft die Medien vor laufender Kamera. Er verspottet Menschen mit Behinderungen. Dabei lacht er so laut, dass man ruhig mitlachen darf. Weil es keiner hört. Alles ist erlaubt, wenn es nur die Lethargie vertreibt. Er prahlt damit, Frauen zu belästigen. Sie zu begripschen, ihnen nachzustellen. Und sorgt für Schenkelklopfer in den Bierzelten.

Er richtet den Schwachen aus, dass sie sich anstrengen müssen. Dass die Schonzeit vorüber ist. Dass nicht jeder mitkann in die neuen Zeiten. Er gibt vor, wer Freund und Feind ist. Und erklärt die Kritiker für vogelfrei. Da ist er kleinlich und leicht kränkbar. Da versteht er keinen Spaß. Wer sich gegen ihn stellt, wird auch persönlich angegriffen.

Dank ihm wird alles sagbar. Kein Tabu ist zu groß, keine Beleidigung zu brutal, keine Drohung zu primitiv. Er macht Schluss mit dem Ausgleich, mit dem Verhandeln, mit Kompromissen, die doch nur frustrieren. Er will hart durchgreifen, und die Masse johlt.

Die Rowdys sind ganz oben angekommen. Sie haben die Macht übernommen. Sie wollen sich das Land aufteilen wie einst den Schulhof. Blaue Ecke, rote Ecke, dazwischen regiert die Angst. Die neuen Rowdys schämen sich nicht. Sie haben die wichtigste Lektion der Castingshows gelernt. Nur wer sich entblößt, kommt in die letzte Runde und gewinnt. Also den Narrenhut aufgesetzt und auf zur Faschingsitzung! Warum nicht ein paar Altherrenwitze machen? Warum nicht Minderheiten verspotten, bis der Saal brüllt? Warum nicht Schmähreden halten gegen die Sterbenden an den Grenzen?

Das Staatstragende ist aus der Mode gekommen. Es hängt ganz hinten im Kasten neben den alten Anzügen und den biedereren Blusen und wartet darauf, dass Marie Kondo es entsorgt. Does it give you joy? Wirklich nicht!

Poltern und Pöbeln ist der Soundtrack unserer Zeit. Auch, wenn die Achtung verloren geht, die Zahlen stimmen. Die Zustimmung zum harten Kurs wird immer größer. Grenzen werden unter Jubel geschlossen. Man wartet wieder im Konvoi, aber man wartet gerne. Sicherheit geht vor, die Freiheit bleibt auf der Strecke. Man wusste ohnehin nichts mehr mit ihr anzufangen. Der neue Weg ist autoritär. Das Brutale hat die Oberhand gewonnen, weil es Halt gibt. Da ist kein Raum für Zweifel. Da kommt endlich Ordnung in eine unordentliche Zeit. Da ist Ausmisten der neue Volkssport. Was keine Freude macht, kommt weg. Die neuen starken Männer kümmern sich darum. Die Gleichgültigkeit lässt sie gewähren. Was soll schon passieren?

Man wähnt sich in Sicherheit. Denn alles ist ein Spiel und die Pöbler als Staatschefs nur Unterhaltung. Wie die Figuren aus den Shows, deren Geschichten man am Mittagstisch bespricht. Auch, wenn sie nicht wahr sein sollten, sind sie zumindest gut erfunden. Wutanfälle auf dem politischen Parkett als Folklore. Ein Gratis-Channel, ein harmloses Unterhaltungsprogramm. Ein Toben, das die eigene Wut ersetzt. Das andere spielen lässt, was man selbst empfindet. Aber schon lange nicht mehr zeigen kann.

Vielleicht wird dem einen oder anderen doch manchmal mulmig. Wenn er liest, wie das Land umgebaut wird. Wenn er hört, was plötzlich alles möglich ist. Mit Oligarchen-Nichten. Oder wenn er jene sieht, für die der neue Weg zur Sackgasse geworden ist. Und er wacht kurz auf aus seiner Lethargie, er schreibt ein mahnendes Mail, das in den Spamordnern verschwindet. Er startet eine Petition.

Dann fällt er wieder in die extraweichen Kissen. Halb ziehen sie ihn, halb sinkt er hin. Und er ward nicht mehr gesehen. Solang es flimmert, ist es nicht so schlimm.

V. RAW KILLING

Die Decke der Zivilisation hat Risse bekommen, an manchen Stellen so tief, man kann schon in den Abgrund sehen. Dort sitzen sie, die Geister aus der Vergangenheit und warten geduldig. Sie sitzen und warten auf ihr Comeback. Sie ahnen, es dauert nicht mehr lang, und sie können sich wieder heraus wagen. Sie spüren, wie ihnen die Saat des Hasses den Weg bereitet.

Sie hören wie verhaltene Wünsche wieder zu lauten Parolen werden. Wie die Mordlust aus immer mehr Augen blitzt. Wie grimmige Entschlossenheit Gesichter entstellt. Wie Vernichtungsfantasien zum Bier serviert werden. Und sich Debatten über das Sterbenlassenmüssen in Betriebskantinen schleichen. Weil es geht gegen uns, wütet man am Mittagstisch. Weil lange schauen da wir nicht mehr zu, antwortet man am Nebentisch. Bevor man das Desert verschlingt, ein rationiertes Kuchenstück. Süß, aber trocken wie immer. Weil im Zweifel muss man sie eben ertrinken lassen. Das wird man doch noch sagen dürfen. Man darf und noch viel mehr. Man darf wieder ganze Völker dämonisieren und ihnen die Vernichtung wünschen. Man darf Menschen in Käfige sperren, weil sie theoretisch zur Gefahr werden könnten. Man darf ungefragt darüber urteilen, ob jemand Rettung verdient hat oder nicht. Die Grenzen haben sich verschoben, das Bierzelt ist überall. Trunken vor Vergeltung, besoffen von Rachegefühlen wanken sie durch die Straßen auf der Suche nach jenen, die man im Rausch niedermachen kann. Freunde, Nachbarn, Fremde, alle sind verdächtig.

Schon frühmorgens werden die Messer gewetzt. Schon beim Bäcker stehen sie Schlange mit einer Wut im Bauch, die nicht weggeht. Auch nicht nach dem zweiten Schinkenbrot. Und als ein dunkelhaariger Junge sich vordrängt, da brüllt ein Mann. Da reicht es ihm. Mitte 70, graue Haare, Gehhilfe. Schweiß auf der Stirn. Er brüllt durch den dunklen Morgen, der noch auf den Sonnenaufgang wartet. Er brüllt in die Menge, die ansteht, um noch schnell etwas zu essen, bevor es mit der Arbeit losgeht. Er brüllt, dass er sich schon zu wehren wüsste. Dass er die nächsten, die da kommen würden, eigenhändig erschießen würde. Wenn es denn notwendig wäre.

Dann greift er nach dem Jungen, der zur Schule muss. Und schlägt ihn mit seinem Stock. Und niemand sagt ein einziges Wort. Wenn es denn notwendig wäre.

Die Not ist nur Fiktion. Die Not existiert gar nicht. Nicht drinnen beim Bäcker, nicht draußen vor der Tür. Aber sie wütet innerlich. Sie zerreißt die Gedärme. Es ist der Drang, zurückschlagen zu wollen, endlich dem anderen eins in die Fresse zu geben, mitten rein. Auch, wenn da kein Gegner ist. Kein fassbarer aus Fleisch und Blut. Gerade deswegen tobt sie, die Wut. Und irgendwo muss man ja hin mit diesem Unwohlsein, mit diesem seltsamen Ziehen und Stechen von Kopf bis Fuß, von dem man aufwacht mitten in der Nacht. Und das Herz rast und die Gier nach Vergeltung lässt einen nicht schlafen. Und man weiß ganz sicher, irgendwer hat Schuld. Muss Schuld haben daran, dass man schweißgebadet nebeneinander sitzt, ohne sich anzusehen.

Wenn man ihn bloß finden, ihn nur stellen könnte, ihn anklagen und dann vernichten, dann hätte man endlich Ruhe. Aber so hört es niemals auf. Das Pochen im Kopf, das Klingeln in den Ohren, das Ziehen im Bauch. Alles schmeckt fad. Käse, Wurst und Bier. Selbst das Bier, das man nicht mehr mitnehmen darf, wenn man ins Fußballstadion geht. Weil die Security im Stadion kein Erbarmen zeigt. Nichts mehr ist erlaubt. Alles ist verboten. Feuerwerk und Transparente, die nicht den Statuten entsprechen. Es gibt kein Pardon.

Manche tten virtuell. Schlagen nachts in ihre Tastaturen, als wären die der Feind. Haben die Hinrichtungen ins Netz verlegt. Dort spielen sie Scharfrichter und genießen ihre Macht. Sie nehmen sich Fremde vor, deren Meinung sie provoziert, deren Gesinnung sie anekelt. Deren Existenz sie nicht ertragen. Alles, was anders denkt, muss weg! Da helfen sie nach, wo es geht. Da feuern sie in immer kürzeren Abständen Salven voller Hass und Verachtung. Vergewaltigungswnsche, Todesdrohungen, Vernichtungsfantasien. Politikerinnen nehmen sie sich ebenso vor wie die Werklehrerin aus dem Nachbarort. Da wird kurzer Prozess gemacht mit allem, was widerspricht. Da finden sich Gleichgesinnte zusammen im Abscheu, im Hass auf alle anderen. Sie treffen sich in geschlossenen Gruppen, sie stacheln sich gegenseitig auf, sie spielen: wer hetzt am besten? Wer tötet mehr? Bis ihre Opfer am Ende sind. Dann zieht der Mob weiter, die Killer nehmen den nächsten ins Visier. Denn ihr Blutdurst ist niemals gestillt. Da helfen keine Sonntagsreden, keine Migungsaufrufe, nicht einmal halbe Gedenkminuten für tragische Einzelfälle, Lichtermeere, Protestkundgebungen. Die Wutjunkies brauchen eine neue Dosis. Sie wollen zerstören. Sie wollen, dass es wieder brennt. Die Sehnsucht nach dem großen Krach. Roh. Die tiefe Sehnsucht nach dem Untergang. Danach, dass alles verschwindet, in die Brüche geht, zerfällt.

Sie wollen in die Schützengräben, nicht an den Verhandlungstisch. Sie wollen das Gesetz des Stärkeren, das Diktat der lauten Mehrheit. Nicht mehr Rücksicht nehmen, keinen Konsens mehr, keine Minderheitenrechte. Wir sind viele und wir haben Recht. Die Schwachen, die Ausgegrenzten, die Hilfsbedürftigen sind ihnen zur Last geworden. Sie wollen ihr Leid nicht mehr sehen. Mitgefühl ist Schwäche, Menschenrechte etwas für Weicheier!

Wann ist endlich wieder Krieg, schreien sie. Und laden nach. Wann liegt alles in Trümmern, auf denen wir tanzen können? Der Frieden, in dem sie aufwachsen durften, der Frieden, für den andere ihr Leben ließen, dieser Frieden dauert ihnen schon viel zu lange. Sie wollen wieder jagen, und wer zurückfällt, wird liegen gelassen für die Hunde. Nur die Starken kommen durch. „Stecht das Schwein, stecht das Schwein!“

Auf der Straße ist ein Unfall geschehen. Welche bleiben stehen und filmen das Opfer. Wie es daliegt, blutend, wie es schreit, wie es um sein Leben kämpft. Und als der Sanitäter kommt, um zu helfen, da gehen drei von ihnen auf ihn los. Halten ihn fest, schlagen auf ihn ein, einfach so. Weil er die Sicht versperrt. Weil er die Aufnahmen stört, die sie längst streamen im Netz. Schon 500 sind live dabei. Weil sie das Opfer sterben sehen wollen. Der Mob der Schaulustigen wird immer größer. Die Masse bildet einen Ring um die Unfallstelle. Hubschrauber können nicht landen, Rettungswagen nicht zufahren. Die Menschen helfen nicht, sie packen nicht mit an, sie leisten keine erste Hilfe. Sie starren nur und machen Fotos und Filme für die anderen Starrer online. So wie die k.u.k. Soldaten einst jene fotografierten, die sie getötet haben. Und dann als Postkarten heimschickten zur Familie. Dort konnten die Tanten und Ehefrauen, die Großeltern und lahmen Nachbarn sehen, was die Gaffer heute erleben. Man will Blut rinnen sehen, Verzweiflung spüren, Menschen sterben sehen. Zirkus Maximus ist überall. Verrohung ist nicht neu, sie war immer schon da. Nun feiert sie endlich ihr Comeback.

Schon wird wieder durch die Straßen marschiert, unter den Fahnen von damals. Schon werden wieder die alten Lieder gesungen. Schon wird niedergeknüppelt, was einem vor die Füße läuft und nicht dazu gehört. Zur falschen Zeit am falschen Ort. Die falsche Hautfarbe, und es gibt keine Rettung mehr. Schon brennen wieder Flüchtlingsheime, lichterloh, wie eine Fackel in der Nacht. „Vernichten!“, geben die Springerstiefel aus und treten nach allem, was sich noch bewegt. Ihre Brandsätze sind geworfen, die glosenden Feuer werden zum Flächenbrand im ganzen Land. Die ohrenbetäubenden Schreie der Verletzten gehen unter im Krach der einstürzenden Wohnblöcke. Die Fenster der Rathäuser implodieren und Splitter fliegen ins Gesicht der Kinder. Es stahlgewittert wieder, auch in Friedenszeiten, es qualmt und knallt und geht zu Ende. Endlich passiert etwas, endlich fliegt alles in die Luft! Schluss mit dem Relativieren, weg mit der Herrschaft der Gutmenschen. Die Triumphgesänge schwellen an, so laut, dass man das Brüllen der Sterbenden nicht mehr hört. Der Blutausch hat die Masse ergriffen. Aus dem dumpfen Brausen wird ein Getöse, das jedes Geräusch, Weinen, Klagen, Leiden, übertönt.

Was wird aus uns? Wohin sollen wir gehen? Was passiert, wenn es plötzlich ganz still wird?